

Episode 1: Fumi (Intro)

Übersetzung aus dem Englischen. Es gilt das gesprochene Wort.

Hi. Ich bin Fumi, euer Host des Podcasts. Ich bin 27 Jahre alt, Asiatin, japanische Staatsbürgerin, Cis-Frau, privilegiert und rassistisch ...

Ja, ihr habt richtig gehört. Ich habe euch gerade ins Gesicht gesagt, dass ich rassistisch bin.

In dieser ersten Folge erzähle ich euch, wie ich im Alter von 27 Jahren zu der Erkenntnis kam, dass ich rassistisch bin. Es ist außerdem die Geschichte, wie ich zu dieser Podcast Serie gekommen bin.

Doch bevor ich beginne, möchte ich zwei Punkte ansprechen.

Erstens, falls ihr abstrakte Konzepte und Theorien erwartet, hört ihr euch den falschen Podcast an. Dies ist ein Podcast, in dem ihr von Menschen wie dir und mir hören werdet, die ihre persönlichen Geschichten und Reflexionen zu den tagtäglichen Erscheinungsformen von Rassismus aus aller Welt teilen. All diese Geschichten und Reflexionen sind in erster Linie unsere subjektiven Meinungen, Gefühle und Interpretationen. Wir sind keine zertifizierten Rassismusexpert:innen – unser „Rassismus-Zertifikat“ sind unsere Identitäten und gelebten Erfahrungen.

Das bringt mich zu meinem zweiten Punkt: Während ihr euch diesen Podcast anhört, behaltet bitte im Kopf, dass es keine *richtige* oder *falsche* Geschichte gibt. Es gibt außerdem keine Hierarchie von Erfahrungen. Wir *alle* haben eine Geschichte zu erzählen und jede Geschichte ist gleichermaßen bedeutsam, egal für wie klein oder irrelevant ihr sie selbst haltet. Erfahrungen können nicht wie die Temperaturen in zwei Städten oder die Höhe von zwei Bergen verglichen werden. Alle Erfahrungen sind kontextspezifisch und hängen von der individuellen Position und subjektiven Interpretation in einem bestimmten Moment ab. Ich nehme das vorweg, denn in Diskussionen rund um Rassismus ist es wichtig, dass wir uns gegenseitig zuhören und uns in die Lage des anderen versetzen.

In diesem Sinne, lasst uns mit der ersten Folge beginnen.

Das ist #OUR_racism und das ist *meine* Geschichte.

.....
Ich habe in meinem Leben *nie* wirklich über Rassismus nachgedacht.

Ich habe gewusst, dass Rassismus existiert, aber ich erinnere mich nicht daran, dass es eine solch große Rolle in *meinem* Leben gespielt hätte, weil ich dachte, dass es nichts mit mir zu tun hätte. Ich dachte, dass es nichts mit mir zu tun hätte, weil ich mit dem Gedanken aufwuchs, dass Rassismus ein Thema von und für Schwarze Menschen sei.

Ich bin außerdem mit einer sehr spezifischen Vorstellung aufgewachsen, was und wer ein:e Rassist:in ist. In meiner Vorstellung waren Rassist:innen rechtsextremistische und in der Regel Weiße Menschen, die Schwarzen ethnische Beleidigungen entgegenwerfen, sie verprügeln, oder sogar töten ... ziemlich genau das, was der Ku-Klux-Klan, eine amerikanische Gruppe, die eine ‚weiße Vorherrschaft‘ propagiert, im Film BlacKKKlansman tut.

Da ich noch nie eine Schwarze Person rassistisch beleidigt oder gar getötet habe, dachte ich, ich sei nicht rassistisch.

Aber das Jahr 2020 war ein Schlag ins Gesicht.

Nein, ich spreche nicht über Covid-19. Ich spreche über die Ermordung von drei Afroamerikaner:innen – den Morden an Ahmaud Arbery, Breonna Taylor und George Floyd – die Black-Lives-Matter Proteste entfachten, Nachrichtenseiten und Social Media mit #BlackOut-Dienstagsposts und den Erfahrungsberichten Schwarzer Menschen füllten, die zeigten was es bedeutet, in dieser Welt Schwarz zu sein.

Ich war überwältigt.

Es war sicherlich nicht das erste Mal, dass ich hörte, wie Schwarze Menschen ihre Erfahrungen geteilt haben. Nun ja, das nehme ich zurück. Es war nicht das erste Mal, dass ich Erfahrungsberichte von Schwarzen Menschen *in den USA* gehört habe. Aber es war das erste Mal, dass ich wirklich anfang, Geschichten darüber zu hören, was es bedeutet, *außerhalb der USA* Schwarz zu sein. Zum Beispiel in der Schweiz, wo ich während des Höhepunkts der Black-Lives-Matter Proteste wohnte.

Es war allerdings auch das erste Mal, dass ich *wirklich* mein eigenes Handeln und Nichthandeln in Bezug auf Rassismus reflektiert habe, besonders als Asiatische Person gegenüber Schwarzen Menschen.

Ich erinnere mich, dass ich mir all diese Fragen gestellt habe: *Fühle ich mich, wenn ich nachts in meiner Nachbarschaft umherlaufe und Schwarze Menschen mit Drogen dealen, unwohl, weil sie dealen? Oder weil es dunkel ist und ich mich als Frau allein in der Nacht grundsätzlich unwohl fühle? Oder weil sie Schwarz sind? Würde ich mich anders fühlen, wenn die Dealer Weiß wären?*

Entferne ich mich von Schwarzen Menschen, wenn ich durch die Straßen gehe oder vermeide ich es, in öffentlichen Verkehrsmitteln neben ihnen zu sitzen?

Die einfache Antwort wäre „Nein“ gewesen.

Die ehrlichere Antwort auf all diese Fragen war: „Ich weiß es nicht.“

Und dann merkte ich es ... könnte ich in der Vergangenheit möglicherweise unbewusst Dinge gesagt und getan haben, die Schwarze Menschen bewusst als rassifizierend wahrgenommen haben? Könnte auch ich rassistische Überzeugungen haben? Bin ich ... rassistisch?

Je mehr ich über diese Möglichkeit nachdachte, desto mehr begann ich zu glauben, dass ich rassistisch bin. Ich realisierte, dass ich in einer Familie und homogenen Gesellschaft wie Japan, die spezifische und rassistisch verwurzelte Vorurteile gegen Schwarze Menschen hält, sozialisiert und konditioniert wurde. Ich weiß, dass ich nicht die Einzige bin, die mit dem Rat aufwuchs, keine Schwarzen Menschen zu daten oder leere Straßen zu vermeiden, wenn ich mit Schwarzen Freunden unterwegs bin, weil uns die Polizei des Drogenhandels verdächtigen würde.

Ich bin sicherlich nicht stolz darauf, rassistisch zu sein. Ich weiß allerdings, dass der erste Schritt zur Lösung eines Problems darin besteht, das Problem zu erkennen. Für mich bedeutet es anzuerkennen, inwiefern meine Rolle und Verhalten zu strukturellem Rassismus beitragen.

Der zweite Schritt besteht darin, meine rassistischen Vorurteile aktiv zu verlernen. Oder in den Worten des amerikanischen Historikers und antirassistischen Aktivisten Ibrahim X Kendi: „Wie kann ich nicht nur weniger rassistisch, sondern aktiv antirassistisch sein?“ Es klingt albern, aber ich habe begonnen, auf meine unbewussten Vorurteile zu achten, indem ich eine gerade Linie halte, wenn ich an einer Schwarzen Person vorbeilaufe oder im Bus darauf achte, welchen Platz ich einnehme, wenn ein Platz neben einer Schwarzen Person und einer Weißen Person frei ist.

Es ergab sich allerdings auch etwas Rätselhaftes bei diesen persönlichen Offenbarungen. Wie kommt es, dass es so lange brauchte, bis ich realisierte, rassistisch zu sein?

Also habe ich das erste Mal in meinem Leben gefragt: *Woher kommt mein Verständnis von Rassismus?*

Ihr habt vielleicht bereits bemerkt, dass sich meine Referenzen bezüglich Rassismus in erster Linie auf die USA beziehen. Mein Verständnis für Rassismus als Problematik zwischen Schwarzen und Weißen Menschen, von Rassist:innen als der Ku-Klux-Klan ... all das kommt aus den USA, was lustig ist, weil ich keine Amerikanerin bin und nie in den USA gelebt habe. Mein einziger Bezug zu den USA besteht im Konsum amerikanischer Popkultur, einigen Urlaubsaufenthalten und amerikanischen Freund:innen und zu einem gewissen Grad der Besuch einer internationalen Schule in Tokio, wo ich der amerikanischen Schulkultur in der Form von Kuchenverkäufen, Collegejacken und Abschlussbällen ausgesetzt wurde.

Die Realität, ob wir es wollen oder nicht, ist, dass unsere Welt von US-amerikanischer Hegemonie geprägt ist. Mit US-amerikanischer kultureller Hegemonie meine ich die Omnipräsenz US-amerikanischer Einflüsse in allen Kultursphären: Wo immer wir hingehen, werden wir auf die ein oder andere Weise von etwas aus den USA beeinflusst. Geht in irgendein Land und macht das Radio an oder geht in einen Club – vor Covid natürlich – und ihr werdet wahrscheinlich Musik aus den USA hören. Die meisten Kinder wachsen mit mindestens einem Disney Film auf. Niemand verfolgt oder kümmert sich *wirklich* um Präsidentschaftswahlen in anderen Ländern, abgesehen von den USA, denn hier ist es anscheinend wichtig.

Oftmals werden Geschehnisse in den USA als Referenzpunkt verwendet, um ähnliche Themen in anderen Ländern zu diskutieren und zu vergleichen. Ich habe euch vorhin gesagt, dass ich dachte, nicht rassistisch zu sein, weil ich keine Schwarzen Menschen töte. Es stellt sich heraus, dass ich nicht die Einzige war, die so dachte. Neulich stoß ich auf einen Tweet, der sagte: „Wir töten unsere Schwarzen Mitmenschen nicht, also sind wir keine Rassist:innen.“ Der Tweet stammte von einer Weißen Deutschen Person ... und Deutschland hat wohlgemerkt *eine Menge* Probleme mit Rassismus, nicht nur gegenüber der Schwarzen, sondern auch der Türkischen, Asiatischen oder Arabischen Community, um nur einige zu nennen ... ganz zu schweigen das Problem des Antisemitismus. Deutschland hat ebenfalls Probleme mit Polizeigewalt. Aber indem die USA als Maßstab verwendet wird, denken viele, dass Polizeibrutalität in Ordnung sei, da sie Menschen nicht tagtäglich erschießen.

Die USA als Referenzpunkt zu verwenden ist nicht in Ordnung, da jedes Land anders ist und seine eigenen kontextspezifischen Probleme hat. Global Nachrichten berichten allerdings häufig über die extremsten Erscheinungsformen, wodurch andere Ausmaße und Formen von Rassismus in anderen Teilen der Welt vergessen werden. Sie werden vergessen, weil sie mit einem Bild und Verständnis von Rassismus übermalt werden, das aus einem anderen Land stammt. Mit anderen Worten, die Rassismuserfahrungen in einem Land diktieren Rassismuserfahrungen in einem anderen.

Nehmt das Beispiel von Japan. Nach außen hin mag Japan als monoethnisch erscheinen, ein Land mit nur einer ethnischen Bevölkerungsgruppe. Über 98 % der Bevölkerung sind ethnisch Japanisch, eine Zahl, die unter anderem durch eine 200-jährige Isolationspolitik erreicht wurde, die Japan vom Rest der Welt abtrennte und Migration begrenzte. Viele Japaner:innen glauben, der monoethnische Charakter des Landes sei ‚natürlich‘, wodurch sie denken, dass sie keine Probleme mit Rassismus hätten ... und das ist sicherlich die Version, die die politische Klasse gerne verkauft.

Aber das zeichnet ein ungenaues Bild, denn Japan hat zahlreiche Minderheiten, die seit Jahrhunderten unterdrückt werden. Da gibt es die *Ainu* im Norden Japans und die *Ryukuans* im Süden Japans. Es gibt die *Zainichi-Koreaner:innen*, oder ethnische Koreaner:innen und ihre Nachfahren, die nach Japan

kamen, bevor die koreanische Halbinsel im Jahr 1945 in zwei geteilt wurde. Sie leben dauerhaft in Japan und haben nie in Korea gelebt. Einige von ihnen haben die japanische Staatsbürger:innenschaft und werden trotzdem diskriminiert, weil „Japanisch-sein“ als „biologisches“ und „monoethnisches“ Attribut verstanden wird. Folglich erfahren alle, die nicht alle Kriterien des 100-prozentigen Verständnisses japanischer Ethnizität erfüllen, weiterhin Rassismus.

Trotzdem sprechen die meisten Menschen nicht über Probleme im Zusammenhang mit ‚race‘ und Rassismus in Japan. Wenn sie es in seltenen Fällen doch tun, dreht es sich meist um Schwarze Menschen oder Menschen mit Bezug zu den USA, wie Ariana Miyamoto, die 2015 zur Miss Universe Japan gekrönt wurde oder Naomi Osaka, die als erste japanische Tennisspieler:in einen Grand Slam Einzeltitel gewann. Beide sind *Hafu*, ein japanischer Begriff der Menschen bezeichnet, bei denen ein Elternteil ethnisch Japanisch und ein Elternteil ethnisch Nicht-Japanisch ist. In der Öffentlichkeit würden ihnen allerdings viele ihr „Japanisch-sein“ absprechen, da sie nicht dem weitverbreiteten „monoethnischen“ Bild entsprechen.

Ich weiß, dass die Black-Lives-Matter Proteste aufgegriffen wurden und Konversationen rund um Rassismus in Japan ausgelöst haben. Aber in vielerlei Hinsicht benutzt Japan die Geschehnisse in den USA als Trittbrett, um Diskussionen zu bestehenden Rassismusproblemen der Mehrheitsgesellschaft gegen Minderheitsgemeinschaften zu vermeiden. Insbesondere weil einige behaupten, dass die Situation in Japan „nicht so schlimm sei wie in den USA“. Ich weiß, dass ich ein komplexes Thema stark vereinfache, aber ich wollte euch nur eine Vorstellung davon geben, wie der offenkundige Fokus der japanischen Öffentlichkeit auf die USA veranschaulicht, inwiefern lokale Ausprägungen von Rassismus verdrängt werden können und unadressiert bleiben.

Um eines klarzustellen: Ich bin in keiner Weise kritisch gegenüber der USA. In Wirklichkeit bewundere ich Amerikaner:innen dafür, dass sie über viele Themen offen sprechen, nicht nur zu Rassismus, sondern auch zu anderen Themen wie zum Beispiel zu psychischer Gesundheit, sexueller Belästigung oder Sexualität. Ich glaube auch, dass andere Länder diesem Beispiel folgen sollten. Es ist für den Rest der Welt allerdings wichtig, dass die Entwicklungen in den USA nicht als *Referenzpunkt* genommen werden, sondern einen *Ausgangspunkt* für Konversationen zu Hause darstellen, die den jeweilig eigenen Kontext berücksichtigen.

Ich weiß mittlerweile, dass einer der Gründe, warum ich nicht erkannt habe, dass mich Rassismus ebenfalls betrifft und ich rassistisch bin darin liegt, dass ich die USA die gesamte Zeit über als Referenzpunkt verwendet habe.

Als ich begann, mehr über dieses Thema nachzudenken, bemerkte ich, dass meine gelebten Erfahrungen eine ebenso wichtige Rolle darin gespielt haben, dass ich Rassismus nicht als ein Thema wahrgenommen habe, das mich betrifft.

.....
Ich wurde im Jahr 1993 als Kind zweier japanischer Eltern geboren. Als ich drei Jahre alt war, zogen wir aufgrund der Arbeit meines Vaters nach Straßburg, eine gemütliche, schöne Stadt im Osten Frankreichs an der Grenze zu Deutschland.

Die meisten japanischen Expatfamilien schicken ihre Kinder entweder in eine lokale japanische oder eine internationale Schule. Meine Eltern entschieden sich, warum auch immer, dafür, mich in einen lokalen öffentlichen Kindergarten zu schicken.

Ich erinnere mich nicht an jedes Detail, weil ich zu jung war, aber ich erinnere mich daran, dass ich gemobbt wurde. Sehr häufig.

Meine Mutter erzählt mir, wie ich mit Bisswunden am Körper und Haarbüscheln auf meiner Jacke aus dem Kindergarten nach Hause kam, ein Zeichen dafür, dass die anderen Kinder mir die Haare abgeschnitten und ausgerissen hatten. Ich wurde als „schmutzig“ bezeichnet, weil meine Haut dunkler war als die der anderen. Ein Kind schlug mir sogar meine beiden Vorderzähne aus. *Daran* erinnere ich mich deutlich, denn (a) es tat sehr weh und ich erinnere mich an den Zahnarztbesuch, um sie zu entfernen und (b) ich habe viele Bilder, auf denen ich grinse und meine Vorderzähne fehlen. Bis heute habe ich eine Kerbe in einem meiner Vorderzähne, die ich mit Füllungen zu verstecken versuche.

Meine Mutter erzählte mir, dass sie zur Direktorin ging und berichtete, was mir die anderen Kinder antaten. Die Direktorin antwortete nur: „Nun ja, wir wissen, was los ist. Sie muss einfach lernen, sich auf Französisch zu verteidigen.“ Ich war drei Jahre alt. Ich war gerade nach Frankreich gezogen. Und ich konnte kein Wort Französisch.

Ich war zwar noch klein und hatte kein Konzept oder Verständnis für die Welt um mich herum, aber eines wusste ich: Ich *sah anders aus* als alle anderen. Ich war am Ende des Tages die einzige Asiatin im Kindergarten ... Abgesehen von einem Schwarzen Kind waren alle anderen Schüler:innen Weiß.

Als ich sechs Jahre alt wurde, schickten mich meine Eltern auf eine private französische Grundschule. Ich kann mich nicht daran erinnern, dort gemobbt worden zu sein ... obwohl ich mich an die gelegentlichen Momente erinnere, in denen einige meiner Freund:innen ihre Augenlider seitlich hochzogen, um „asiatisch“ auszusehen und „Ching Chang Chong“ sagten oder mich in ihr Tischtennisteam wählten, weil sie annahmen, dass ich gut darin sei ... was ich übrigens, das können meine Freund:innen bestätigen, ganz und gar nicht bin.

Andere Male würden meine Freund:innen auf asiatische Tourist:innen zeigen und sagen „Regarde, tes cousins!“ – „Schau, deine Cousins!“.

Ich erinnere mich daran, dass ich mich in diesen Momenten ärgerte und wütend war, denn im Alter von acht Jahren identifizierte ich mich als Französin. Schließlich hatte ich beinahe das gesamte erste Jahrzehnt meines Lebens in Frankreich verbracht. Ich sprach und verhielt mich Französisch. Ich war sogar die Einzige in meiner Klasse voller französischer Kinder, die die gesamte französische Hymne auswendig singen konnte.

Ihr könnt euch also vorstellen, warum ich mich so beleidigt fühlte, wenn meine Freund:innen in der Straße auf Asiat:innen deuteten und mich mit ihnen assoziierten, egal ob sie Chines:innen, Koreaner:innen, Japaner:innen oder andere Asiat:innen waren. Heute weiß ich, dass dies ein Akt des „Othering“, der Ausgrenzung, war. Damit meine ich, dass meine Freund:innen mich als eine Person kategorisierten, die anders als sie ist. Sie verstanden mich einfach nicht als Teil von „ihnen“. Ich werde nie wissen, ob sie das absichtlich oder unabsichtlich taten. Falls es unabsichtlich war, wäre es vielleicht sogar noch bedeutsamer, weil es aufzeigt, wie tief diese Wahrnehmungen bereits in solch jungem Alter verwurzelt sind.

Vor meinem 9. Geburtstag zogen wir aufgrund der Arbeit meines Vaters zurück nach Japan und meine Eltern schickten mich in eine internationale Schule – eine katholische Mädchenschule, um genau zu sein.

Bevor ich über meine Schuljahre spreche, möchte ich mit euch ein anderes Leben teilen, das ich gleichzeitig führte.

Kurz nach der Ankunft in Japan hatte ich das Glück einem örtlichen und öffentlichen Reitverein beizutreten, wo ich mein Japanisch üben konnte und ein Hobby weiterführen konnte, das ich in Frankreich begonnen hatte.

Meine Zeit dort war ein Crashkurs in Sachen japanischer Gesellschaft. Ich lernte über *keigo*, japanische Ehrbezeichnungen, und wie sie benutzt werden. Ich lernte über japanische Hierarchien und die Bedeutsamkeit den Älteren gegenüber respektvoll und gehorsam zu sein.

Ich lernte außerdem über japanisches Mobbing.

Genau, ich wurde wieder gemobbt. Aber dieses Mal wurde ich von Kindern gemobbt, die genau wie ich aussahen.

Am Anfang war ich verwirrt. Ich war gerade aus Frankreich zurückgekommen, wodurch die Erinnerungen an Mobbing noch frisch in meinem Gedächtnis eingepägt waren. Mein junges und einfaches Verständnis hatte registriert, dass ich in Frankreich gemobbt wurde, weil ich anders aussah. Mit dieser Logik ging ich davon aus, dass ich in Japan nicht gemobbt werden würde, weil ich wie alle anderen *aussah*.

Ich habe mich geirrt.

Sehr schnell wurde mir klar, dass ich nicht gemobbt wurde, weil ich anders *aussah*, sondern weil ich mich anders *verhielt*. Ich sprach kein fließendes Japanisch, weil Französisch meine Stärke war. Für japanische Verhältnisse sprach und lächelte ich zu viel. Mit anderen Worten entsprach nichts von dem, was ich sagte oder tat, den japanischen Standards. In den Augen meines Reitteams war ich eine Ausländerin oder wie wir auf Japanisch sagen, eine „gaijin“ – ein Wort, das sich wortwörtlich als „außenstehende Person“ übersetzen lässt.

Es gibt ein japanisches Sprichwort, das besagt, dass „der herausragende Nagel hineingeschlagen wird“. Das Mobbing war genau das: Ich war der herausstehende Nagel und die anderen japanischen Kinder versuchten mich hineinzuschlagen.

Die Mobbing Erfahrungen der ersten zehn Jahre meines Lebens in zwei verschiedenen Ländern lehrten mich zwei Dinge. In Frankreich lernte ich, dass Menschen dich auf der Basis deines Aussehens identifizieren. In Japan lernte ich, dass Menschen dich auf Basis Verhaltens identifizieren, selbst wenn du wie sie aussiehst.

Jetzt denkt ihr euch vielleicht: „Na ja, du kannst dein Aussehen *nicht* ändern, aber du *kannst* dein Verhalten ändern. Solange du die sozialen Verhaltensregeln lernst, sollte es doch einfach sein, sich einzufügen oder nicht?“ Das dachte ich anfangs auch. Aber so funktioniert es in einem Land wie Japan nicht, wo, wie bereits erwähnt, „Japanisch-sein“ als biologisches und „monoethnisches“ Attribut gesehen wird. Es spielt also keine Rolle, ob du japanisch aussiehst, Japanisch sprichst oder dich japanisch verhältst. Sofern du nicht alle Kriterien des „Japanisch-sein“ erfüllst, wirst du nie *vollständig* als Teil der Gesellschaft akzeptiert werden.

Erinnert ihr euch, dass ich euch über *Hafu* erzählt habe? Menschen, die sowohl einen ethnisch Japanischen und einen Nicht-Japanischen Elternteil haben? Ich habe viel *Hafu*-Freund:innen und weiß, dass sie tagtäglich mit allen Arten von Diskriminierung konfrontiert sind. Ich fühle mit ihnen mit, aber beneide sie auch manchmal, denn jede nicht-japanische Eigenschaft, die sie besitzen, wird auf ihre andere Nationalität zurückgeführt. In diesem Sinne ist die japanische Gesellschaft ihnen gegenüber nachsichtiger als mir gegenüber, einer Person, die als vollwertige ethnische Japanerin gesehen wird, aber sich nicht japanisch verhält. Ich sage das natürlich nicht, um die Erfahrungen von *Hafus* in Japan herunterzuspielen, denn ich weiß, dass sie Dinge erleben mussten, die ich nicht erlebte, weil ich nicht wie ein *Hafu* aussehe. Ich erzähle dies nur, um zu zeigen, wie die gelebten Erfahrungen am selben Ort ähnlich schwierig sein können, sich aber unterschiedlich manifestieren.

Am Ende des Tages war es Mobbing und mein zehnjähriger Verstand verschmolz diese beiden Mobbing Erfahrungen zu einer.

Erst letztes Jahr begann ich über Rassismus zu reflektieren und fing an zu denken: „Moment mal. Das Mobbing im französischen Kindergarten ... das war Rassismus oder nicht?“ Lehrer:innen ließen zu, dass Kinder mir die Haare ausrissen, mich bissen und schlugen, weil ich anders aussah ... weil ich einer anderen ‚race‘ zugeordnet wurde, als sie.

Wie kommt es, dass mir niemand sagte, dass diese Erfahrungen Rassismus waren? Wie kommt es, dass es 27 Jahre dauerte, bis ich erkannte, dass das, was ich durchgemacht habe, Rassismus war? Dass es etwas außerhalb meiner Kontrolle war, aber ich jahrelang dachte, dass etwas mit mir nicht stimmt?

Ich habe meine Mutter damit konfrontiert. Als ich sie fragte, ob sie damals wusste, dass ich ein Rassismusopfer war, sagte sie: „Ja, wir wussten es.“

Ich weiß nicht, ob es an der Nüchternheit der Aussage lag, aber ich kam mir wirklich dumm vor. Es ist, als ob jede:r außer mir wusste, dass es Rassismus war.

Daraufhin habe ich sie gefragt: „Warum hast du mir das nie gesagt?“

Worauf sie antwortete: „Jede:r wusste, dass es Rassismus war. Rassismus ist einfach etwas, wo wir erwarten, dass alle wissen, was es ist, wenn sie es sehen und nicht darüber sprechen.“

Als sie das sagte, war mein erster Gedanke: „Wow ... typisch japanisch.“ Ich weiß nicht, wieviel ihr über die japanische Kultur wisst, aber es ist eine sehr implizite Kultur, in der zwischen den Zeilen gelesen wird. Es wird durchgehend „kuuki wo yomu“ erwartet, was sich wörtlich als „die Luft lesen“ übersetzen lässt. Für mich war dieser Akt, Rassismus vor deinen Augen zu sehen und zu erwarten, dass es alle verstehen, ohne es explizit zu benennen, der Inbegriff des japanischen Begriffes „die Luft zu lesen“.

Dabei fällt auf, dass augenscheinlich alle um mich herum, auch Weiße Menschen, das japanische „Luftlesen“ mit Rassismus spielten.

Und dann wurde es mir klar.

Der Grund, warum ich so wenig über Rassismus wusste war Schweigen. Schweigen rund um das *Thema* Rassismus. Schweigen rund um das *Wort* „Rassismus“, das das Wort so tabuisierte und unaussprechbar machte wie der Name „Voldemort“ in Harry Potter, sodass Menschen, einschließlich Rassismusopfer, das Thema vermeiden, obwohl sie wissen, dass es existiert. Dieses Schweigen ist ein großartiger Weg, Menschen davon abzuhalten, die Wörter und Sprache zu entwickeln, um Rassismus zu identifizieren. Es beraubt uns der Werkzeuge, die wir brauchen, um Rassismus zu adressieren, nämlich Rassismus zu erkennen und zu benennen, wenn es andere oder uns selbst betrifft.

Ich habe das Gefühl, dass dies ein Grund dafür ist, warum ich in den Nachrichten häufiger auf die Worte „Diskriminierung“ oder „Xenophobie“ stoße als auf das Wort „Rassismus“. Es ist, als ob Journalist:innen diese Wörter austauschbar verwenden, entweder weil sie sich unwohl fühlen, etwas als „Rassismus“ zu benennen, da es stark konnotiert ist, oder weil sie selbst nicht wissen, wie zwischen den Wörtern unterschieden werden sollte.

Worte sind allerdings wichtig, weil sie unsere individuellen und kollektiven Erfahrungen prägen.

Nehmt das Wort „Xenophobie“. Es kommt vom griechischen Wort *xénos*, das „Fremde:r“ oder „Ausländer:in“ bedeutet. Anfang des Jahres 2020 gab es einen Angriff auf eine Shisha-Bar in Deutschland. Der Angriff war von rassistischen Motiven getrieben, aber die Presse sprach von einem „fremdenfeindlichen Angriff“. Die Opfer dieses Angriffs waren jedoch nicht-Weiße Deutsche. Sie waren in Deutschland geboren, hatten die deutsche Staatsbürgerschaft und verbrachten ihr Leben in Deutschland. Es als „fremdenfeindliche Attacke“ zu beschreiben impliziert, dass die Opfer nicht zu Deutschland gehören, was in diesem Fall einfach nicht zutrifft.

Rassismus ist schlussendlich in Machtstrukturen und -beziehungen verwurzelt. Nicht den richtigen Begriff zu verwenden führt zu Schweigen und dieses Schweigen ist das Produkt solcher Machtbeziehungen, die Rassismus überhaupt erst ermöglichen.

Ich weiß, dass Leute um mich herum das Wort „Mobbing“ benutzen, um meine Erfahrung zu beschreiben, weil es allgemein hin akzeptierter Begriff im Schulalltag war ... seien wir ehrlich, falls Eltern einen Begriff wählen müssten, um ihre Kinder zu beschreiben – ein:e Rassist:in oder ein:e Bully – bin ich mir sicher, dass sie zum Letzteren greifen würden.

Also begann ich über die verschiedenen Situationen in meinem Leben nachzudenken, in denen ich gelernt habe, über Rassismus zu schweigen.

Wie sich herausstellte, passierte es zu jedem Zeitpunkt meines Lebens.

Zum Zweck meines Beitrages zu dieser Podcast-Serie möchte ich mich jedoch auf einen Aspekt fokussieren, nämlich auf meine zehn Jahre in einer internationalen katholischen Mädchenschule.

Ich kann nur über meine Schule sprechen, denn jede internationale Schule ist anders, aber ich erinnere mich nicht in diesen zehn Jahren *jemals* explizit etwas über ‚race‘ oder Rassismus gelernt zu haben. Woran ich mich aber *erinnere* ist, dass wir gelernt haben, wie wichtig es ist, einander trotz unserer Unterschiede zu respektieren, zu mögen und wie wichtig es ist, Diversität anzunehmen. Diese Lehre wurde uns im Religionsunterricht und der wöchentlichen Messe eingetrichtert, durch Musikunterricht, in dem Lieder aus aller Welt hörten und sangen. Wir hatten sogar ein jährliches Fest mit dem Namen „Festival of Nations Day“. Es war eine öffentliche Veranstaltung, bei der die gesamte Nachbarschaft den Schüler:innen dabei zuschauen konnten wie sie ihre Talente aus unterschiedlichen Ländern teilten oder eine Vielzahl von Nationalgerichten genießen konnte, die von Eltern und Lehrer:innen gleichermaßen zubereitet wurden, ob Pfannkuchen aus Kanada, Paella aus Spanien oder Adobo aus den Philippinen.

Ich erkenne jetzt, dass ich durch die Lehre, Diversität anzunehmen gelernt habe, zu Rassismus zu schweigen. Der kontinuierliche Prozess, in dem mir Jahr für Jahr gesagt wurde, unsere Unterschiede zu respektieren und zu feiern, brachte mir bei, ‚colorblind‘, oder ‚farbenblind‘, zu sein. Und denken wir daran: Farbenblind zu sein, ist nichts, worauf man stolz sein sollte, denn es ist *nicht* das Gegenteil von Rassistisch-sein. Das Gegenteil von rassistisch ist anti-rassistisch.

Natürlich hat mich das Aufwachsen in einem solchen Umfeld von klein auf aufgeschlossen und kulturell sensitiv gemacht. Aber letztendlich bin ich mit dem Gedanken aufgewachsen, dass ich, weil ich Freunde aus der ganzen Welt habe und Diversität annehme, nicht rassistisch sein könne, besonders, weil mein Verständnis für lange Zeit Rassist:innen mit White Supremacists gleichsetzte. Ich vermute, dass Weiße Menschen dasselbe Argument nutzen, wenn sie sagen, sie seien nicht rassistisch da sie Schwarze Freunde haben.

Es ist nichts falsch daran Diversität zu begrüßen. Aber Diversität impliziert ein falsches Gefühl der Gleichberechtigung, nämlich, dass wir alle gleich wichtig sind, gleich talentiert sind und wir alle die gleichen Chancen haben.

Aber diese Vorstellung ist falsch, da sie die Realität vernachlässigt, in der die Gesellschaft in einer Art und Weise strukturiert ist, die einige Menschen gegenüber anderen privilegiert. Es vernachlässigt die Existenz von Machtstrukturen und -beziehungen, die unser tägliches Leben prägen. Es gibt vor, dass wir alle in der gleichen Welt leben. Und es nimmt an, dass die böartigen und gewaltvollen Implikationen von Rassismus einfach durch das Leugnen seiner Existenz adressiert werden können.

Die Tatsache, dass Umfeldler wie internationale Schulen diese ‚colorblindness‘, oder ‚Farbenblindheit‘, fördern ist problematisch, denn die Schüler:innen, die internationale Schulen besuchen, sind privilegiert und bei Rassismus geht es letztlich um die Aufrechterhaltung und den Missbrauch von Macht. Da privilegierte Kinder eher in einflussreichen Positionen landen, ist es unwahrscheinlich, dass sie diese Machtstrukturen transformieren, sondern stattdessen *aufrechterhalten* – entweder absichtlich oder unabsichtlich, weil sie diesbezüglich nicht aufmerksam sind.

Über Diversität zu sprechen ähnelt der Einnahme von Schmerzmitteln bei Kopfweg – du *heilst* das Symptom nicht ... du bringst es zum *Schweigen*. Ohne es zu wissen, habe ich an dieser Pillen-Schluck-Kultur teilgenommen und war somit eine aktive Teilnehmerin im Verschweigen von Rassismus, der sowohl gegen mich als auch andere gerichtet ist.

.....

Meine Reflexionen zum Thema Rassismus münden in drei Erkenntnisse.

Erstens, dass man sowohl Opfer als auch Täter:in von Rassismus sein kann.

Zweitens, dass es beim Rassistisch-sein nicht nur um ethnische oder rassifizierende Beleidigungen und Verletzungen geht, sondern Schweigsamkeit gleichermaßen mitschuldig in der Teilnahme von Rassismus macht. In vielerlei Hinsicht denke ich, dass es schlimmer ist zu schweigen, denn wenn man schweigt und Ungerechtigkeiten nicht zurückweist, trägt man vielleicht nicht aktiv zu ihrer Aufrechterhaltung bei, aber nimmt sie doch hin.

Drittens, dass Rassismus ein Gradient ist. Rassismus existiert in so vielen Formen, Größen und Ausprägungen, aber dieser Gradient ist aufgrund des Schweigens rund um dieses Thema im Augenblick leer und übermäßig vereinfacht.

Der erste Schritt besteht darin, diesen Gradienten zu füllen. Und das ist das Ziel dieses Podcasts.

In jeder Folge werdet ihr von Menschen mit unterschiedlichen Hintergründen hören, die ihre persönlichen Erfahrungen und Reflexionen zu Rassismus schildern, sodass wir die verschiedenen Formen und Arten sehen können, wie sich Rassismus rund um die Welt manifestiert. Ihr werdet vielleicht überrascht sein, dass viele Menschen in diesem Podcast nie wirklich über Rassismus nachgedacht haben oder ihre alltäglichen Probleme als Manifestationen von Rassismus betrachtet haben, bis ich sie angesprochen habe ... obwohl sie eindeutig in vielen Situationen aufgrund ihres Aussehens oder ihrer Namen anders behandelt, ausgegrenzt oder ‚othered‘, wurden.

Ich hoffe, dass dieser Podcast ein Licht auf die Komplexität von Rassismus werfen kann und die Gefahr, bestimmte Verständnisse von Rassismus in unterschiedlichen Kontexten zu übermalen, hervorheben kann. Ich hoffe außerdem, dass dieser Podcast uns alle ermutigt, über unser eigenes Umfeld zu reflektieren und vor allem über unsere individuelle Rolle in der Aufrechterhaltung und Reproduktion von Unterdrückungssystemen durch unser tägliches Handeln und Nichthandeln nachzudenken.

Denn wenn sie diesen Podcast hören, sind sie wahrscheinlich eine Person, die etwas über Rassismus lernen möchte oder lernen möchte, aktiv anti-rassistisch zu sein ... darum lade ich euch ein, mich auf dieser Reise zu begleiten.

.....

Die meisten Folgen werden auf Englisch aufgenommen, denn Englisch bleibt, ob wir es wollen oder nicht, die dominierende Sprache. Aber seid versichert, die Transkription der jeweiligen Folgen wird auf unserer Website www.ourcontexts.org auf Französisch, Deutsch und Italienisch verfügbar sein.

Solltet ihr eine persönliche Geschichte zu erzählen haben, kontaktiert uns über unsere Website, Instagram oder Twitter – indem ihr #our_racism eingibt.

.....

Diese Folge wurde von mir, Fumi, produziert.

Die Intromusik stammt von Luca Nioi und weitere Musik von Pete Morse, Crescent Music and Fugu Vibes.

Ein großes Dankeschön an all diejenigen, die mir Feedback zu dieser Folge gegeben haben, sowie an diejenigen, die mich seit Beginn unterstützt haben, als dieses Projektes noch in den Kinderschuhen steckte. All eure Unterstützung hat dies möglich gemacht.

Das war Fumi und #OUR_racism. Wir sehen uns in zwei Wochen!

Übersetzung: Moritz Neubert